

Romy Köcher
„Survivor“ –

Gedanken über eine Aktion von Josina von der Linden im Kunsthaus Tacheles, brennende „Gespenster“ in der Auguststraße und das langsame Sterben der alternativen Kultur in Berlin-Mitte

Rings um die Auguststraße, in Berlin Mitte, in der Spandauer Vorstadt gelegen, hat sich seit dem Herbst 1989 eine völlig neue Kultur entwickelt. Diese ist zum Teil aus der Hausbesetzerszene, informellen Kreuzberger Künstlergruppen, Produzentengalerien und Atelieregemeinschaften sowie Künstlern ohne Atelier aus ganz Berlin und anderswoher entstanden und provoziert auf vielfältige Weise durch alternative Lebens- und Kulturstrategien.

Hier in der Spandauer Vorstadt, wo das alte Berlin in so manchen Ecken noch aufzuspüren ist, entwickelt sich die unmittelbar angrenzende Umgebung bald zu einem Viertel, wo vor allem die großen Geschäfte gemacht werden. Die „bunte Alternative“ der neuen Kiezkultur um die Auguststraße herum könnte dazu einen vitalen Akzent und menschenfreundlichen Akt bilden, wenn man sie in ein städtebauliches Konzept integrieren würde, das die alten Qualitäten der Spandauer Vorstadt berücksichtigt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich diese mehr oder weniger gutbürgerliche Wohngegend in ein Quartier ärmerer Schichten verwandelt, zu dessen spezifischer Prägung besonders die jüdische Einwanderung aus Osteuropa zu Beginn des 20. Jahrhunderts beitrug. Damals entstanden hier die Synagogen, Betstuben, Handwerksläden und Werkstätten, Märkte und Pfandleihen, die dem Viertel sein ganz eigenes Gesicht verliehen haben. Und wohl auch seinen Hauch von Boheme.

Das heutige Kunsthaus Tacheles, das ist die große Ruine der ehemaligen Passage zwischen Friedrich- und Oranienburgerstraße, die im Februar 1990 von dem Rockmusiker Leo Kondeyne und seinen Freunden besetzt und so in fast letzter Stunde vor der Sprengung bewahrt wurde. Sie wollten ein Haus der Kunst daraus machen, in dem man Klartext reden könnte, daher der aus dem Jiddischen kommende Name Tacheles. Nach zwei Jahren Besetzung und ständigem Kampf gegen den Verfall hat sich jedoch auch hier vieles verändert. Das Tacheles ist für die, die dort arbeiten, immer noch ein Ort, der auf seine Weise die Energie spendet, die ihnen die Großstadt sonst nimmt; und für viele andere vielleicht auch.

Besucher des Hauses werden zwangsläufig zum Zeugen des permanenten Umbauprozesses. Das schwer beschädigte Haus, das sehr mühsam dem Verfall entrisen wurde, kann seine Wunden gar nicht vor den Blicken der Neugierigen verstecken. Hier ist professionelle Bausanierung eher die Ausnahme. Immer wieder versuchen die Leute vom Tacheles, vorgefundenes Material zu verwenden und diese „Fundsachen“ ihren Zwecken dienlich zu machen. Es sind die vielen Brüche und Übergänge, die dem Leben in der geretteten Ruine sein besonderes Gesicht geben. Zahllos sind die Stellen, an denen dem Haus – weniger durch Kriegszerstörungen als vielmehr durch Sprengungen zu DDR-Zeiten – die schützende Hülle genommen worden ist. Dort trifft unser Blick mitten in das Innere seines statischen Gerüsts, es erscheint seltsam bloßgelegt und offenbart, fern jeglicher Monumentalität seine Gebrechlichkeit. Und auch im Inneren des Tacheles, wo alle Wände und Türen bemalt, die Flure und Gänge oft mit Objekten und Bildern verstellt sind, stößt man auf diese für Fremde unzugänglich gemachten Übergänge zur Ruine des einstmals so stolzen Bauwerks.

Im Frühjahr 1992, zur Werkschau, befand sich im vierten Stock, ganz am Ende des langen dunklen Flurs, eingerahmt von den umliegenden Wänden, rings um die Tür zum Gästeteatier ein mächtiger Ring aus Reisig, der dem beschädigten Haus an dieser Nahtstelle einen symbolischen Halt zu geben versuchte. Das Gästeteatier wurde damals von Josina von der Linden genutzt. Daß sie im Tacheles nur als Gast und als solcher natürlich auch nur für eine bestimmte, von vornherein festgelegte Zeit arbeiten durfte, hängt einfach mit der besonderen Geschichte dieses Künstlerhauses zusammen. Da die meisten der heute dort schaffenden KünstlerInnen entweder zu den „Urbesetzern“ gehören oder zu denen zählen, die von Anfang an im und vor allem am Haus arbeiteten, ist das Tacheles heute nur noch sehr begrenzt für Leute von außen offen. Eine Möglichkeit bietet das Gästeteatier.

Josina von der Linden wurde 1962 in Bonn geboren. Sie begann im Jahre 1987 an der „Etage e.V.“, einer privaten Kunstschule in Berlin, in dem Bereich Malen, Zeichnen, Bühnenbild bei Andrej Woron und Pauline Disonn zu studieren. In den folgenden Jahren beteiligte sich Josina an verschiedenen Theaterprojekten und Gemeinschaftsinstallationen und schloß das Studium 1991 ab, bis sie nach etlichen Zwischenstationen (wie zum Beispiel ihrer Teilnahme an „3 Tage Intensivstation – Die letzten 72 Stunden eines sterbenden Ateliers“, der Ausstellung mit der Atelieregemeinschaft Kottbuser Damm 79) vom Februar bis Juli 1992 ihr Atelier im Tacheles bezog.

Für Josina von der Linden zeigten sich im Tacheles alle gesellschaftlichen Phänomene; wie in einem großen Theater sind auch hier alle Tragödien und Konflikte vertreten. Als Frau brauchte sie mitunter ein dickes Fell, um sich in dieser Künstlergemeinschaft behaupten zu können. Denn im Tacheles dominieren die Männer und Josina von der Linden war eine der wenigen Künstlerinnen im Tacheles, die für eine gewisse Zeit mithalfen, der Ruine das Leben zurückzugeben. Wie gesagt, es herrschten auch im alternativen Tacheles ganz klassische Strukturen: Zwar sind die Frauen, die hier arbeiten sehr starke Persönlichkeiten, haben eigene Projekte ins Leben gerufen, wie „Frauen 3000“, und die vielbeachtete Aktion „Hinter den Museen“ initiiert. Vielleicht aber haben auch sie sich nur sehr begrenzt für sich und andere (Frauen) eingesetzt. Es gibt eben in diesem Künstlerhaus denselben Sexismus im Alltag wie sonst im Leben, und frau muß darauf reagieren. Und es ist für Josina wie die anderen

im Tacheles arbeitenden Künstlerinnen nicht leicht gewesen, der im Hause herrschenden Macht der „Urbesetzer“ (ein Phänomen, das seine scheinbare Berechtigung aus der besonderen Geschichte der Besetzung der Ruine ableitet) wirkungsvoll entgegenzutreten. Wie alle im Tacheles, hat jedoch auch die Künstlerin aus dem Gästetatelier Schutt mit weggeräumt. Wie inzwischen die meisten der dort Arbeitenden hatte sie ihren privaten Bereich außerhalb des Hauses. Josinas Arbeitsaufenthalt im Tacheles ist leider nicht von langer Dauer gewesen.

„Survivor“

Aus dem Halbdunkel kommend, wird der Blick vom hellen Licht des Atelierfensters angezogen, das ganz am Ende des langen Flures liegt. So entsteht so etwas wie ein ritueller Weg; der Besucher nimmt teil an einer Prozession, die durch den Ring aus Reisig hindurch führt. Deren Hauptstation bildet eine große Schale aus Metall, der ehemalige Boden eines Industriekessels, den Josina beim Schrotthändler entdeckt hat. Die Schale, aufgestellt in der Mitte des Raumes zwischen Ateliertür und dem zur Ruine führenden Fenster, wurde mit Wasser gefüllt und so zum Lebensraum eines kleinen Goldfisches. Zu dessen Lebensbedingungen gehörte auch eine an der Decke des Ateliers installierte, mit einem Schlauch versehene Infusionsflasche. Und nur dem ganz aufmerksamen Besucher, dem, der seinen Blick aus dem Fenster über die Ruine streifen läßt, zeigt sich auch noch der sozusagen letzte Akt des hier vorgeführten Stückes: das aus kleinen Stöcken zusammengesetzte Symbol eines Fischgerippes, das außerhalb des Ateliers am Rande der Ruine, kurz vor dem Abgrund von der Künstlerin installiert wurde.

Schon einmal benutzte Josina von der Linden für eine Aktion im Tacheles dieses große, an eine Opferschale erinnernde Gefäß und Fische darin als Leitmotiv für Leben. Diese erste Aktion hatte den Titel „Four days melt an iceblock“. In der Mitte der Schale stand ein ursprünglich ein Meter hoher Quader aus Eis. Darauf lagen zwei in Fell eingenahte Plastik-Fische. Der scheinbar feste, sichere Sockel schmolz in den vier Tagen, die die Performance dauerte, bis die umhüllten Fische auf dem Wasser trieben. Der Übergang des Eises in Wasser war so etwas wie das Ende der Kunstform – gewissermaßen eine Rückführung in eine mögliche Naturform.

Das Wasser, als lebensspendender und lebensbedingender Urstoff ist einer der entscheidenden Transformatoren bei den Aktionen und der Fisch ist ihr Thema. Die zweite Aktion, „Survivor“ hatte einen kleinen lebenden Goldfisch als mehr oder weniger vitalen Akteur. Der Fisch ist mehr als ein christliches Symbol. Er ist ein uraltes Symbol für das Leben, welches seinem Ursprung nach aus dem Wasser kommt und er ist eine der ersten Nahrungsquellen für den Menschen gewesen. Die große Schale steht in Josinas künstlerischen Konzepten für das Gefäß des Lebens, das Wasser agiert als Grundstoff, um Leben zu erhalten und die Zeit als Überlebenszeit. In „Survivor“ wird diese mühsam unterstützt durch das sauerstoffspendende Tropfen aus der Infusionsflasche und den Austausch des das Leben des Fisches gefährdende Leitungswasser durch chemisch angereichertes, der Künstlichkeit des Lebens in dieser Schale angepaßtes.

All diese Installationen, Aktionen und Performances haben für Josina von der Linden etwas mit dem Tacheles zu tun, mit der Ruine, dem halbverwesten Haus. Wichtig war

deshalb auch die Verwendung von Naturmaterial für den Innenraum, von ihr an diesem Ort bewußt als weibliches Prinzip eingesetzt. In Symbolen wie dem Ring aus Reisig sucht die Künstlerin nach Klarheit und Ordnung, der konsequente Abschluß der Aktion hätte das Abbrennen des Reisigrings sein können. Survivor – das sind sowohl der Fisch als auch das Haus und die Menschen. In ihrer Kunst, vor allem in den Aktionen, geht es um Moralisch-Fortschrittliches, und ihr Verständnis von Ökonomie und Überleben erscheint wie bei Joseph Beuys elementar orientiert an einem noch nicht ganz zerstörten Kreislauf des Natürlichen. Josina von der Linden Kunst ist nicht „interesselos“, die von ihr gefundenen ästhetischen Zeichen und Symbole sind verdichtete Inbegriffe unserer Daseinsbedingungen und selbst geschaffenen Umstände.

Die Kule und die abgebrannten „Gespenster“

Ums Überleben kämpft heute neben vielen anderen in der Gegend auch das Haus in der Auguststraße 10, das von seinen Bewohnern Kule genannt wird. Im Frühjahr 1990 besetzten 6 Studenten das Haus, die während des Unistreiks 1988 an der HdK Theater gespielt hatten. Von einem dieser Projekte kündeten bis vor kurzem die großen bunten und schrillen Figuren, Theaterpuppen aus Pappmachè, Draht und Stoff wie zum Beispiel die mehrere Stockwerke überragende rote Hexe. Mit diesen Puppen, die eigentlich Gespenster sind, wurde die Besetzung des Hauses nach außen demonstriert; denn sie wurden von den Kule-Leuten gleich nach ihrem Einzug an der Fassade des Hauses angebracht. Schon damals wollten sie die Öffentlichkeit provozieren, was konkret hieß: politisches Theater zu machen. Auch als aus den 6 sehr schnell 45 Bewohner wurden, wollten die Hausbesetzer in der Kule jeden Mitbewohner in das Theaterprojekt einbeziehen. Diese Studenten und Künstler leben als Kommune zusammen und aus dem ursprünglichen „alle spielen Theater-Konzept“ hat sich immer mehr das „freie Spiel der Kräfte“ entwickelt. Die Leistung eines jeden Kommunitätsmitgliedes wird von den anderen anerkannt, ganz gleich auf welchem künstlerischen Gebiet es arbeitet. Das ist oberstes Gesetz dieses auch nach außen an jedem Freitagabend offenen und gastfreundlichen Hauses.

Jetzt ist ihr Haus endgültig verkauft worden. Die Erben der ehemaligen Besitzer haben an einen Spekulanten verkauft, der die Bewohner zwar noch nicht auf die Straße setzen kann, aber schon ganz direkt geäußert hat, daß er die jungen Leute so schnell wie möglich raus haben möchte. So hat er ein Prüfungsverfahren eingeleitet, inwieweit die Stoff- und Pappmachègespenster an der Fassade die Bausubstanz schädigen würden. Nach diesem Entscheid sollten die Puppen entfernt werden. Inzwischen sind sie nachts auf ungeklärte Weise abgebrannt. Es sieht ganz so aus, als ob der neue Besitzer weitere tiefe Eingriffe in ihr Leben veranlassen und auch gerichtlich durchsetzen lassen wird.

Die Kule-Bewohner sehen keine Chance, hier in Berlin Mitte noch lange wohnen zu bleiben. Die Auseinandersetzung mit dem neuen Eigentümer, die sie als Schikane empfinden, würde einen Großteil ihrer Zeit und Kraft in Anspruch nehmen. Aber sie beklagen sich nicht. In den drei Jahren, in denen die ehemaligen Hausbesetzer, die nun schon lange einen gemeinsamen Mietvertrag haben, hier wohnen konnten, haben sie viel Freiheit geübt und bisher nur wenig Druck von außen erlebt. Ihr alternativer Lebensentwurf ist von Radikalität geprägt. Kunst soll sich hauptsächlich

als spontane Aktion realisieren und alle Kreativität wollen die Künstler und Studenten immer wieder vor allem aus dem Vorgefundenen erwachsen lassen. Räume sind für diese Alternativen kaum konzeptionell zu planen, es geht viel mehr um eine sich von selbst herstellende Einheit von Kunst und Leben. Leben bedeutet in ihrem Sinne, vor allem auf Bescheidenheit hinzuweisen und auf die Gefahren der Überflußgesellschaft aufmerksam zu machen, indem jede Teilhabe daran demonstrativ vermieden wird.

Spätestens ab Herbst 1993 wird es heiß in Mitte. Dann werden vielleicht die ersten Häuser, die von Spekulanten gekauft wurden, geräumt worden sein, dann werden vielleicht weitere Sparmaßnahmen des Senats Basiskulturalbeit unmöglich machen. (Aus der BZ Nr. 147: Bei den notwendigen Einsparungen im Berliner Landeshaushalt soll die Kultur mit 25 Millionen Mark zur Kasse gebeten werden. Kultursenator Ulrich Roloff-Momin steht vor der Quadratur des Kreises, diesen „Solidaritätsbeitrag“ zu leisten, ohne dabei die „hauptstädtische Kulturlandschaft zu verwüsten.“) Es häufen sich die Ereignisse, die die Existenz der alternativen Kulturszene bedrohen. Ereignisse, wie der Brand im Tacheles-Wohnhaus und die drohende Räumungsklage gegen die Kulebewohner. Gibt es überhaupt eine Möglichkeit für Kultur sich außerhalb marktformig organisierter Austauschprozesse zu entfalten? Ganz sicher muß Kultur zumindest die formale Toleranz des Marktes für sich beanspruchen, um Kontroversen in ihrer eigenen Sprache auszutragen, um die bestehende Ordnung mit anderen Realitäten zu verunsichern, um mit alternativen Lebensentwürfen zu experimentieren und in all dem vor willkürlichen Übergriffen Schutz zu finden.

Was kann man dafür tun, daß die hier ansässige Kultur ihre kritischen und eigensinnigen Potentiale nicht einbüßt? Vor allem mit den Mitteln der Politik müßte dafür gesorgt werden, daß die zu erwartende Künstlichkeit des urbanen Lebensraumes inmitten des Regierungsbezirks mit der Lebendigkeit dezentraler Projekte kontrastiert werden kann. Eine lebendige Stadt braucht viele solcher Projekte, die in der Sprache des Geschäfts nicht aufgehen und die deshalb individuelles Unbehagen an der Neuen Urbanität kommunizierbar machen.